

## Hermann Hesse: *Unterm Rad*

Von Michael Müller

Die Schule ist die einzige moderne Kulturfrage, die ich ernst nehme und die mich gelegentlich aufregt. An mir hat die Schule viel kaputtgemacht, und ich kenne wenige bedeutende Persönlichkeiten, denen es nicht ähnlich ging. Gelernt habe ich dort nur Latein und Lügen [. . .].

*Hesse an Karl Isenberg, 1904*

Die 1905 erschienene »Erzählung« *Unterm Rad* hat in der Forschung vergleichsweise wenig Beachtung gefunden und sich auch bei der internationalen Hesse-Leserschaft nie einer ähnlichen Beliebtheit erfreut wie andere Werke des Autors. Dies mag zum Teil daran liegen, dass Hesse – wie Borchmeyer und Žmegač es formuliert haben – sich in diesem Text »weltanschaulicher Botschaften« zu enthalten scheint<sup>1</sup> und durchaus engagiert, aber in auch konventioneller Weise ein Problem der wilhelminischen Epoche behandelt. *Unterm Rad* wirkt auf den ersten Blick zeitbezogener als andere Werke Hesses; wenn man die Erzählung heute liest, mutet sie passagenweise wie ein historisches Dokument zur Erziehungspolitik einer vergangenen Epoche an. Der Autor selbst hat das Werk später als »Schülerroman« bezeichnet und so die thematische Verwandtschaft zu anderen um die Jahrhundertwende verfassten Texten herausgestellt – zu Emil Strauß' Roman *Freund Hein* (1902) etwa oder auch zu Musils *Die Verwirrungen des Zöglings Törleß* (1906). Als Ahnherrn dieses damals proliferierenden Genres kann man Frank Wedekind ansehen, der in *Frühlings Erwachen* 1892 in dramatischer Form die Leiden heranwachsender Menschen darstellte, die dem Druck,

den die Gesellschaft, vertreten durch Eltern und Lehrer, auf sie ausüben, nicht gewachsen sind. Thomas Mann nahm sich des Themas in der »Hanno«-Episode von *Buddenbrooks* (1901) ebenso an wie Rainer Maria Rilke in der Erzählung *Die Turnstunde* (1899). In der Mehrheit der Fälle erweitert sich die Kritik von einer Ablehnung des Schul- und Erziehungswesens zu einer vernichtenden Beurteilung der Gesellschaft schlechthin, die dem Einzelnen nicht die Freiheit zu individueller Entfaltung lässt, sondern ihm ihre Normen und ihren Wertkodex gewaltsam aufzwingt. Nicht selten endet der ungleiche Kampf mit dem Tod des Heranwachsenden, der entweder physisch zerschossen oder psychisch so zerrüttet wird, dass er vor Erschöpfung stirbt oder freiwillig aus dem Leben scheidet. Auch Hans Giebenrath, der Protagonist von *Unterm Rad*, fällt der repressiven Gesellschaft zum Opfer; die Erzählung folgt also einem zum Zeitpunkt ihrer Entstehung gewissermaßen schon etablierten Muster.

Wie auch in anderen Werken griff der Autor in *Unterm Rad* auf eigene Erlebnisse zurück; er stattete jedoch zwei Figuren, nämlich nicht nur Hans Giebenrath, sondern auch dessen Freund Hermann Heilner mit autobiographischen Zügen aus. Im Februar 1890 wurde der damals zwölfjährige Hesse von seinen Eltern aus Calw nach Göppingen gebracht, wo er auf der dortigen Lateinschule auf das sogenannte »Landexamen« vorbereitet werden sollte:

Diese staatliche Prüfung, die jedes Jahr im Sommer für das ganze Land Württemberg stattfand, war sehr wichtig, denn wer sie bestand, der bekam eine Freistelle in einem der theologischen »Seminare«, und konnte als Stipendiat studieren. Diese Laufbahn war auch für mich vorgesehen.<sup>2</sup>

Hesse äußerte sich später durchaus positiv über seine Erfahrungen an der Göppinger Lateinschule, und der Unterricht dort hatte auch den gewünschten Erfolg: Im Juli 1891

bestand er das Landexamen und im Herbst des Jahres trat er in das Seminar von Maulbronn ein. Auch über sein Leben als Seminarist wusste Hesse zunächst seinen Eltern in Briefen nichts Negatives zu berichten, die Atmosphäre schien ihm liberal, der Unterricht machte ihm Freude, die Lehrer fand er mit wenigen Ausnahmen sympathisch, ebenso die meisten seiner Mitseminaristen. Noch am 14. Februar 1892 heißt es in einem Brief:

Ich bin froh, vergnügt, zufrieden! Es herrscht im Seminar ein Ton, der mich sehr anspricht. Vor allem ist es das enge offene Verhältnis zwischen Zögling und Lehrer, dann aber auch das nette Verhältnis der Zöglinge untereinander . . . Alles zusammen bildet ein festes, schönes Band zwischen Allen und nirgends findet man einen Zwang [. . .].<sup>3</sup>

Relativ unerklärlich war es daher, dass Hesse – wie Hermann Heilner in *Unterm Rad* – am 7. März ohne Winterkleidung und ohne einen Pfennig Geld in der Tasche dem Seminar entlief. Suchaktionen, die nach seinem Verschwinden eingeleitet wurden, blieben erfolglos, und erst dreiundzwanzig Stunden später, am 8. März, wurde er von einem Landpolizisten nach Maulbronn zurückgebracht. Aus einem Brief an den Vater, in dem er sich entschuldigt, wird ebenfalls kein Grund für sein Entlaufen ersichtlich; es heißt dort lediglich: »Bitte erlaubt mir, die Geigenstunden aufzugeben, sonst kann ich dem Seminarleben keine schöne Seite mehr abgewinnen [. . .].«<sup>4</sup> Sowohl die Eltern als auch die Lehrer zeigten sich verständnisvoll, der Seminarist wurde der Form halber »wegen unerlaubten Entweichens« mit acht Stunden Karzer bestraft.<sup>5</sup> Aus einem Brief vom 20. März geht dann jedoch deutlich hervor, dass Hesse an einer nicht näher zu bestimmenden Art von nervöser Erschöpfung litt. Er bezeichnet sich als müde, kraft- und willenlos, schreibt: »ich bin nicht krank, nur eine neue, ganz ungewohnte

Schwäche fesselt mich«, <sup>6</sup> und lässt schließlich so etwas wie Todessehnsucht erahnen. Bei den Lehrern und den Mitschülern geriet er – nachdem er erste Symptome für ein Abweichen von der ›Norm‹ zeigte – schnell in den Ruf, ein Sonderling zu sein, er vereinsamte zunehmend, gehörte – wie es in *Unterm Rad* heißt – nach kurzer Zeit »zu den Aussätzigen«. Im Mai 1892 wurde er vorübergehend vom Unterricht freigestellt. Offiziell sollte diese Beurlaubung der Wiederherstellung seiner Gesundheit dienen, aber in der Erzählung, in der Hans Giebenrath ganz Ähnliches widerfährt, entlarvt Hesse diese Gewährung eines Urlaubs als hypokritische Strategie:

Der Ärger des Ephorus hatte sich in schwere Besorgnis verwandelt [. . .]. Er verzichtete sogar zum allgemeinen Erstaunen darauf, eine dem Vorfall entsprechende Rede zu halten, und war in den letzten Stunden gegen Hans von einer unheimlichen Leutseligkeit. Daß dieser aus dem Erholungsurlaub nicht zurückkehren würde, war ihm klar – auch im Fall der Genesung hätte der jetzt schon weit hintangebliebene Schüler die versäumten Monate oder auch nur Wochen unmöglich einholen können.<sup>7</sup>

Die Beurlaubung diene also in Wirklichkeit dazu, einen Seminaristen, der dem Leistungsdruck nicht mehr standhalten, »dem Staate die empfangenen Wohltaten« nicht mehr »heimbezahlen« (9) konnte, auf möglichst unauffälligem Weg aus der Anstalt zu entfernen, bevor er irgendeinen schädlichen Einfluss auf seine Mitschüler ausüben konnte.

Für den jungen Hesse begann mit dieser Ausweisung aus Maulbronn eine Zeit der Desorientiertheit, in der er immer wieder in Depressionen verfiel, von schweren Nervenkrisen heimgesucht wurde und auch einen Selbstmordversuch unternahm. Im Rückblick charakterisierte er diese Phase seines Lebens so:

Mehr als vier Jahre lang ging unweigerlich alles schief, was man mit mir unternehmen wollte, keine Schule wollte mich behalten, in keiner Lehre hielt ich lange aus. Jeder Versuch, einen brauchbaren Menschen aus mir zu machen, endete mit Mißerfolg, mehrmals mit Schande und Skandal [. . .].<sup>8</sup>

Die Geschichte des Hans Giebenrath, die Hesse 1903 in Calw verfasste, also mehr als zehn Jahre nach den Vorfällen, die ihn vorübergehend aus der Bahn warfen – oder eben »unters Rad« brachten –, kann auch als Versuch verstanden werden, diese Ereignisse nachträglich zu verarbeiten. In *Begegnungen mit Vergangenen* äußerte sich Hesse folgendermaßen über die Erzählung:

In der Geschichte und Gestalt des kleinen Hans Giebenrath, zu dem als Mit- und Gegenspieler sein Freund Heilner gehört, wollte ich die Krise jener Entwicklungsjahre darstellen und mich von der Erinnerung an sie befreien, und um bei diesem Versuche, das, was mir an Überlegenheit und Reife fehlte, zu ersetzen, spielte ich ein wenig den Ankläger und Kritiker jenen Mächten gegenüber, denen Giebenrath erliegt und denen einst ich selber beinahe erlegen wäre: der Schule, der Theologie, der Tradition und Autorität. Wie gesagt, es war ein verfrühtes Unternehmen, auf das ich mich mit meinem Schülerroman einließ, und es ist dann auch nur sehr teilweise geglückt . . . aber . . . das Buch enthielt doch ein Stück wirklich erlebten und erlittenen Lebens . . .<sup>9</sup>

Hesse hat betont, dass er zu der Zeit, als er *Unterm Rad* verfasste, noch »weit vom wirklichen Verstehen und Überwundenhaben entfernt«<sup>10</sup> gewesen sei, worin sich wohl nicht das Eingeständnis verbirgt, dass seine in dem Buch enthaltenen Angriffe auf die

›Autorität‹ unberechtigt waren, aber Zweifel zum Ausdruck kommen, ob er seine Kritik differenziert genug zum Ausdruck gebracht hat. In *Unterm Rad* wird immer wieder eine starke emotionelle Betroffenheit des Verfassers spürbar. Diese äußert sich unter anderem in zahlreichen langen Passagen, in denen sich der Erzähler kommentierend einschaltet und dem Leser gleichermaßen eine Interpretation einzelner Episoden der Geschichte des Hans Giebenrath liefert. Ironisch weist er nach, dass das, was dem Jungen oder auch Heilner persönlich widerfährt, auf Missstände des Erziehungs- und Schulwesens im Allgemeinen zurückzuführen ist. So wird zum Beispiel die Unterdrückung des ›Sonderlings‹ Heilner folgendermaßen erklärt:

[. . .] zwischen Genie und Lehrerschaft ist eben von alters eine tiefe Kluft befestigt, und was von solchen Leuten sich auf Schulen zeigt, ist den Professoren von vornherein ein Greuel. Für sie sind Genies jene Schlimmen, die keinen Respekt vor ihnen haben, die mit vierzehn Jahren zu rauchen beginnen, mit fünfzehn sich verlieben, mit sechzehn in die Kneipen gehen, welche verbotene Bücher lesen, freche Aufsätze schreiben, den Lehrer gelegentlich höhnisch fixieren und im Diarium als Anführer und Karzerkandidaten notiert werden. Ein Schulmeister hat lieber einige Esel als ein Genie in seiner Klasse, und genau betrachtet hat er ja recht, denn seine Aufgabe ist es nicht, extravagante Geister heranzubilden, sondern gute Lateiner, Rechner und Biedermänner. (97 f.)

Wie gesagt macht sich an zahlreichen Stellen eine solche Tendenz Hesses bemerkbar zu ›dozieren‹. Der Leser soll keinen Augenblick im Zweifel darüber gelassen werden, wie er die Geschichte zu verstehen hat, und zuweilen führt das gewissermaßen zu seiner Bevormundung: er hat kaum noch die Möglichkeit, sich selber ein Bild zu machen oder das Dargestellte selber zu deuten.

Ein ausgeprägtes Bemühen um Deutlichkeit und Eindeutigkeit hat auch eine Überzeichnung bestimmter Charaktere zur Folge, die auf diese Weise mehr zu Vertretern eines bestimmten Prinzips, zu Typen werden.

Gleich zu Beginn der Erzählung werden Josef und Hans Giebenrath, wenn man so will die beiden Hauptantagonisten des Textes, in einem kontrastierenden Verfahren einander gegenübergestellt. Der Vater des Protagonisten wird als Prototyp eines Philisters geschildert, dessen auffallendste Eigenschaft es ist, dass er keinerlei individuelle Züge sein Eigen nennt: »Er hätte mit jedem beliebigen Nachbarn Namen und Wohnung vertauschen können, ohne daß irgend etwas anders geworden wäre.« (8) Dieser Mann besitzt »angemessenen Respekt vor Gott und der Obrigkeit und blinde Unterwürfigkeit gegen die ehernen Gebote der bürgerlichen Wohlanständigkeit« (7), bleibt sogar bei seinen Gesetzesüberschreitungen gewissermaßen im Rahmen des Tolerierten, verehrt das Geld und ist von tiefem Misstrauen, ja sogar von Feindseligkeit »gegen alles Unalltägliche, Freiere, Feinere, Geistige« (8) erfüllt. Er entspricht also in jeder Hinsicht dem gängigen Klischee des deutschen Klein- oder Spießbürgers.

Vom Sohn hingegen wird ohne Umschweife festgestellt, dass er den Typus des Sonderlings oder Außenseiters vertritt. Er ist eben nicht nur »ein begabtes Kind«, sondern auch »abgesondert« von den anderen. Diese Sonderstellung wird im Folgenden immer wieder herausgestrichen, sie schlägt sich auch in der äußeren Erscheinung des Jungen nieder: »Und er sah auch so anders aus als die Übrigen. Auf dem dünnen, gebräunten Halse saß frei und elegant der feine Kopf mit dem geistigen Gesicht und den überlegenen Augen.« (39)

Dafür, dass in dem kleinen Schwarzwalddorf, das im Grunde von lauter dem Vater zum Verwechseln ähnlichen Bürgern bewohnt ist, so ein besonderer Mensch heranwächst, werden zwei einander konträre Erklärungen angeboten, wobei die erste eigentlich keine »Erklärung« im landläufigen Sinne ist: »Also war wirklich einmal der

geheimnisvolle Funke von oben in das alte Nest gesprungen, das in seinen acht bis neun Jahrhunderten so viele tüchtige Bürger, aber noch nie ein Talent oder Genie hervorgebracht hatte.« (8) Dieser Begründung, die sich auf das Einwirken metaphysischer Mächte stützt, steht die andere gegenüber, die die moderne Wissenschaft bemüht: »Ein modern geschulter Beobachter hätte, sich an die schwächliche Mutter und an das stattliche Alter der Familie erinnernd, von Hypertrophie der Intelligenz als Symptom einer einsetzenden Degeneration sprechen können.« (ebd.) Hier wird auf eine Antinomie zwischen zwei unterschiedlichen Sichtweisen auf die Welt verwiesen, die ebenfalls ein Problem des ausgehenden 19. Jahrhunderts war: dem naiven Glauben steht das aufgeklärte Wissen, beziehungsweise das Wissenwollen gegenüber. Hesse recurriert in seiner Erzählung immer wieder auf dieses Thema: so führt er als Gegenpart zu dem pietistischen Schuhmacher Flaig den Stadtpfarrer ein, der ebenfalls einen Typus repräsentiert; als Philologe betreibt er »mit Eifer Bibelkritik« (43) und steht daher bei dem Pietisten im Verdacht, ein Ungläubiger zu sein: »wenn er [. . .] über die Bibel sagt, sie sei Menschenwerk und sei verlogen und nicht vom Heiligen Geist eingegeben, dann kommst du zu mir, und wir reden darüber«, lautet die Aufforderung, die Flaig dem jungen Giebenrath erteilt (47). Diese moderne Methode, sich mit Gott und der Welt auseinanderzusetzen, birgt einen intellektuellen Reiz in sich; als der Stadtpfarrer gemeinsam mit dem Jungen das Lukasevangelium liest, hat dieser das erhebende Gefühl, »er selber werde in dieser Stunde in den Kreis der Wahrheitssucher aufgenommen« (48). Aber der Ort, an dem diese Lektionen stattfinden, hat etwas von der Studierstube eines Wissenschaftlers an sich, die »träumerische Mystik und ahnungsvolle Grübelei« sind von ihm »verbannt«, und verbannt ist aus ihm »auch die naive Herzenstheologie, welche über die Schlünde der Wissenschaft hinweg sich der dürstenden Volksseele in Liebe und Mitleid entgegenneigt« (43). So vermag dieser Pfarrer auch in keiner Weise Trost zu spenden,



als sein früherer Schützling im Seminar gescheitert und in sein Dorf zurückgekehrt ist: »was sollte er tun? Was er geben konnte, die Wissenschaft oder wenigstens das Suchen nach ihr, hatte er dem Jungen seinerzeit nicht vorenthalten, und mehr hatte er eben nicht. Er war keiner von den Pfarrern, in deren Latein man begründete Zweifel setzt und deren Predigten aus wohlbekannten Quellen geschöpft sind, zu denen man aber in bösen Zeiten gerne geht, weil sie gute Augen und freundliche Worte für alles Leiden haben.« (123) An das aufgeklärte Christentum dieses Mannes ist auch ein ausgeprägtes Leistungsdenken gekoppelt, das er an seinen Schüler weitergibt. Während der naiv-gläubige Flaig den von Examensängsten Heimgesuchten tröstet, »[a]ufs Latein käme es nicht so sehr an, wenn man nur das Herz auf'm rechten Fleck habe und Gott fürchte« (16), lässt der Pfarrer die Möglichkeit eines Scheiterns gar nicht zu: »»Durchfallen ist einfach unmöglich. Einfach unmöglich! Sind das Gedanken!«« (15), und Hans begreift: »Vor dem konnte er sich überhaupt nimmer sehen lassen, wenn er durchfiel.« (16) Der Geistliche reiht sich damit unter die ein, die ihre eigenen Ambitionen auf den Jungen übertragen und ihn unbarmherzig vorwärts treiben.

Giebenrath verinnerlicht dies ihm oktroyierte Leistungsdenken nach einiger Zeit und wird selbst von einem übertriebenen Ehrgeiz besessen. Signifikant ist seine Reaktion, als er erfährt, dass er das Landexamen als Zweiter bestanden hat: »»Wenn ich das gewußt hätte«, fuhr es aus ihm heraus, »dann hätt ich auch vollends Primus werden können.«« (31) Später heißt es noch einmal: »Bloß das eine wurmte ihn, daß er nicht vollends Erster geworden war.« (42) Das Bewusstsein, besser zu sein als die anderen, sie »hinter sich lassen« zu können, verleiht zwar für kurze Momente ein rauschhaftes Glücksgefühl, das ihn sogar dafür entschädigt, dass er auf die Freuden der Kindheit verzichten muss, sie führt aber auch zu Vereinsamung. Er sieht auf seine gleichaltrigen Mitschüler – »die Dackel, die Dickköpfe« (38) – herab, verachtet sie sogar. Dadurch ist es ihm aber auch unmöglich, echte Freundschaften einzugehen oder alte

Freundschaften aufrechtzuerhalten. Von August, dem Kameraden seiner Kindheit, hat er sich distanziert, als dieser eine Lehre angetreten, sich also abgezeichnet hat, dass er »zeitlebens einer von den gewöhnlichen armseligen Leuten sein [würde], die [Hans] verachtete und über die er absolut hinaus wollte« (30 f.). Um dieses »Hinauskommens« zuliebe begeht er später auch Verrat an Hermann Heilner. Als dieser von den Lehrern zum Paria gestempelt wird, und es um des eigenen Fortkommens willen nicht ratsam ist, mit ihm zu verkehren, wendet Giebenrath sich von ihm ab: »er unterlag im Kampf zwischen Freundespflicht und Ehrgeiz« (85). Dass er nicht dazu bereit ist, einem anderen zuliebe Risiken einzugehen, nicht so etwas wie Kameraderie kennt, zeigt sich schon bei Gelegenheit des Landexamens: den neben ihn Sitzenden, der ihm heimlich einen Zettel mit Fragen zuschiebt, fertigt er mit einem »zitternd vor Furcht« geschriebenen »Laß mich in Ruhe« ab (25). So schließt Giebenrath sich, weil er das Wertdenken der Erwachsenen übernommen hat, schon frühzeitig von den Gleichaltrigen ab. Auf der anderen Seite gehört er aber auch der Erwachsenenwelt – noch – nicht an. Er befindet sich in einem inneren Konflikt, möchte den gewöhnlichen Vergnügungen der Kindheit nicht entsagen, fühlt sich aber auch erhaben über sie. Diesen Konflikt versucht er zu beseitigen, indem er symbolisch das Spielzeug, das er sich selbst angefertigt hat, zerstört.

In dieser Situation inneren Zerrissenseins kommt dem Kontakt mit der Natur eine besondere Bedeutung zu. Wie *Peter Camenzind*, der »im kleinen die halb tapfere, halb sentimentale Revolte Rousseaus«<sup>11</sup> wiederholt, wendet sich Hans Giebenrath in Momenten physischer und psychischer Erschöpfung der Natur, insbesondere dem Fluss, also dem Element Wasser zu. Das Wasser kann aber für ihn keine regenerative Kraft im traditionellen Sinne mehr sein, von einer solchen Wiederherstellung der körperlichen und geistigen Energie kann bei Hesses Protagonisten überhaupt nicht die Rede sein, sein Zerfallsprozess ist bereits zu weit vorangeschritten. Bezeichnenderweise ist sein

›Eintauchen‹ in das Wasser von Hesse oft sehr doppeldeutig dargestellt; es schwingt häufig die Vorstellung von einem Aufgehen in diesem Element, im Sinne eines Untergehens und Sterbens mit. Vom Landexamen in Stuttgart zurückgekehrt, in dem Bewusstsein nicht bestanden zu haben, *wirft* der Junge sich beispielsweise »mit schnellem Sturz in den Fluß«. Weiter heißt es dann:

Langsam gegen die schwache Strömung schwimmend, fühlte er Schweiß und Angst dieser letzten Tage von sich gleiten und *während seinen schwächtigen Leib der Fluß kühlend umarmte*, nahm seine Seele mit neuer Lust von der schönen Heimat Besitz. Er schwamm rascher, ruhte, schwamm wieder und fühlte sich von einer wohligen Kühle und Müdigkeit umfassen. (28; Hervorh. d. Verf.)

Hier ist im Grunde schon der Schluss der Erzählung antizipiert, wo das Wasser dem Ermüdeten ebenfalls Erlösung bringt – aber um den Preis seines Lebens:

Zu derselben Zeit trieb der so bedrohte Hans schon kühl und still und langsam im dunklen Flusse talabwärts. Ekel, Scham und Leid waren von ihm genommen, *auf seinen dunkel dahintreibenden, schwächtigen Körper* schaute die kalte, bläuliche Herbstnacht herab, mit seinen Händen und Haaren und erblaßten Lippen spielte das schwarze Wasser. (176; Hervorh. d. Verf.)

Ein erfolgreiches Durchlaufen des im Kloster von Maulbronn untergebrachten Seminars würde Giebenraths Sonderstellung ein für alle Mal zementieren. Die Darstellung seiner Seminaristenzeit bildet das Kernstück der Erzählung. In Hesses Beschreibung des alten Zisterzienserklosters zu Anfang des dritten Kapitels macht sich anfänglich ein nostalgischer Ton bemerkbar. Er soll sich später durchaus liebevoll an das Kloster

erinnert haben, das als »Marienbronn« in *Narziß und Goldmund* wiederbegegnet, und sich auch den Mitschülern aus seiner »Promotion« bis ins Alter verbunden gefühlt haben. In *Unterm Rad* hebt er zunächst die Idyllik und Weltabgeschiedenheit des Ortes hervor und schildert die architektonischen Besonderheiten, man ist fast geneigt zu sagen, die ›Sehenswürdigkeiten‹, denn stellenweise wird man an die Darstellung in einem Reiseführer erinnert: »Der unversehrte Kreuzgang, selber ein schönes Werk, enthält als Kleinod eine köstliche Brunnenkapelle; das Herrenrefektorium mit kräftig edlem Kreuzgewölbe, weiter Oratorium, Parlatorium, Laienrefektorium, Abtwohnung und zwei Kirchen schließen sich massig aneinander.« (57)

Es ist, so heißt es weiter, eigentlich ein Ort wie man sich ihn geeigneter für die Ausbildung junger Menschen nicht vorstellen könnte: hier »hat schon mancher sich gedacht, hier wäre der Ort für ein tüchtiges Stück Leben und Freude, hier müßte etwas Lebendiges, Beglückendes wachsen können, hier müßten reife und gute Menschen ihre freudigen Gedanken denken und schöne, heitere Werke schaffen« (57). Die Betonung liegt aber auf dem ›hat sich gedacht‹. Die Realität sieht nach Hesse anders aus. Als er von der Beschreibung der baulichen Schönheiten zur Darstellung des Seminarbetriebs übergeht, verflüchtigt sich allmählich der nostalgisch-liebevolle Ton. Zunächst werden nur einige Signale gesetzt: von einem »Scheinleben« (ebd.) ist die Rede, das sich in der Mittagspause auf dem Vorplatz abspielt, und das Wort »weltfern« (ebd.) erhält doppelte Bedeutung. Gegen Ende des Absatzes dominiert dann bittere Ironie:

Es wird dadurch [durch die Abgeschiedenheit] ermöglicht, den Jünglingen jahrelang das Studium der hebräischen und griechischen Sprache samt Nebenfächern allen Ernstes als Lebensziel erscheinen zu lassen, den ganzen Durst der jungen Seele reinen und idealen Studien und Genüssen zuzuwenden. Dazu kommt als wichtiger Faktor das Internatsleben, die Nötigung zur Selbsterziehung, das Gefühl der

Zusammengehörigkeit. Die Stiftung, auf deren Kosten die Seminaristen leben und studieren dürfen, hat hierdurch dafür gesorgt, daß ihre Zöglinge eines besonderen Geistes Kinder werden, an welchem sie später jederzeit erkannt werden können – eine feine und sichere Art der Brandmarkung. Mit Ausnahme der Wildlinge, die sich je und je einmal losreißen, kann man denn auch jeden schwäbischen Seminaristen sein Leben lang als solchen erkennen. (58)

Der Fall eines solchen Wildlings, des Dichters Heilner/Hesse, wird im Anschluss daran erzählt. Hans Dieter Zimmermann hat konstatiert, dass Hesse in seinem gesamten Werk immer wieder den Prozess der eigenen Identitätssuche darstellt, »den er als exemplarisch auch für andere in seinen Erzählungen beschrieben hat.«<sup>12</sup> Hesse führe daher Doppelgänger seiner selbst in seine Texte ein:

Es geht immer wieder um das gleiche Thema: die Erlebnisse, Gedanken, Probleme des Autors, vorgeführt an einer *mythischen Person*, daher die Ähnlichkeit dieser Personen, ihre Ähnlichkeit untereinander und mit ihrem Autor, denn sie entstanden aus dessen Selbstbeobachtung, Selbstkritik, Selbstsuche. Diese Personen sind Doppelgänger Hesses. Sie erfüllen ihre Funktion für eine Erzählung, dann können sie zurückbleiben. Viele dieser Personen sterben ja am Ende der Geschichte: Giebenrath, Knulp, Klein, Goldmund, Klingsor, Knecht. Sie haben ihre Funktion erfüllt, nicht nur innerhalb der Erzählung, sondern auch innerhalb der Biographie ihres Autors: in ihnen hat er eine abgelebte Phase seines Lebens noch einmal verkörpert, wie etwa in Hans Giebenrath, oder an ihnen und mit ihnen hat er eine solche Phase hinter sich gebracht.<sup>13</sup>

Dem wäre hinzuzufügen, dass in *Unterm Rad* zwei solcher Doppelgänger auftreten, Hans Giebenrath und Hermann Heilner, und dass Letzterer keineswegs ›zurückbleibt‹, sondern im Gegenteil weitertransportiert wird und in anderer Gestalt in späteren Werken wieder auftritt: Hermann Heilner ist der Vorläufer vieler anderer Figuren, die sich durch radikale Selbstbezogenheit gegenüber ihrer Umwelt behaupten. Mit der Namengebung hat Hesse nicht nur die Verbindung zu sich selbst hergestellt, sondern der Familienname kann auch als sprechender Name interpretiert werden, in dem Sinne, dass sein Träger sich selbst ›heilt‹ und andere zu retten versucht.

Heilner wird bei seiner ersten Einführung als »Dichter und Schöngeist« bezeichnet und es heißt: »[er] begann schon versuchsweise eigene Bahnen zu wandeln« (66). Er ist im Kreis der anderen Zöglinge genauso ein Außenseiter wie Giebenrath – und wie dieser flüchtet er sich mangels menschlicher Kontakte in die Natur:

Der lyrische Hermann Heilner hatte vergebens einen kongenialen Freund zu erwerben gesucht, nun strich er täglich in der Ausgangsstunde einsam durch die Wälder und bevorzugte namentlich den Waldsee, einen melancholischen braunen Weiher, von Röhricht umfaßt und von alten, welkenden Laubkronen überhangen. (72)

An diesem See kommt es zu der Begegnung der beiden Jungen, die scheinbar so ungleich sind: »der Leichtsinnige und der Gewissenhafte, der Dichter und der Streber« (79) finden zueinander. Heilner legt dem Anderen seine Sicht des Unterrichts dar; er fühlt sich von »lauter Langweiler[n], lauter Duckmäuser[n]« (74) umgeben: »›Das schafft sich ab und schindet sich und weiß nichts Höheres als das hebräische Alphabet. Du bist ja auch nicht anders.« (ebd.) Der Dichter blickt also auf die ›normalen‹

Gleichaltrigen ähnlich herab wie der Freund, aber er tut dies aus anderen Gründen: er besitzt geistige Freiheit und hat die Unfreiheit der anderen erkannt.

Giebenrath begreift dunkel, dass dieser merkwürdige Mensch viel unabhängiger ist als er selbst, weil er mit Hilfe seiner Phantasie eine eigene Wirklichkeit zu schaffen vermag und sich ihm durch die Literatur ein Ausweg aus der bedrückenden Realität eröffnet<sup>14</sup>: »er lebte wärmer und freier« (74). Heilner hat den Wertekodex der Gesellschaft und auch den »Ehrenkodex« seiner Mitschüler nicht verinnerlicht, er schämt sich nicht, in Gegenwart der anderen zu weinen (76), er teilt auch nicht ihr Leistungsdenken, weil er erkannt hat, dass die Arbeit aus sturer, sinnentleerter Einpaukerei besteht, und weiß, dass man nur einem Zwang gehorcht, wenn man sich ihr unterzieht. »>Das ist Tagelöhnerie«<, sagt er zu Hans, »>du tust all diese Arbeit ja doch nicht gern und freiwillig, sondern lediglich aus Angst vor den Lehrern oder vor deinem Alten. Was hast du davon, wenn du Erster oder Zweiter wirst? Ich bin Zwanzigster und darum doch nicht dümmer als ihr Streber.«< (81)

Unter dem Einfluss Heilners beginnt sich auch Giebenrath eine neue Welt zu erschließen, er lernt zum ersten Mal die »trügerische Gewalt schönfließender Worte, täuschender Bilder und schmeichlerischer Reime« (83) kennen. Anfangs versucht er gewissermaßen, in zwei Welten zu leben, indem er mit doppeltem Eifer seinen schulischen Pflichten nachkommt. Dass sich in ihm aber eine Entwicklung vollzogen hat, wird deutlich, als er sich nach seinem »Verrat« wieder mit Heilner versöhnt:

»Ich bin damals feig gewesen und ließ dich im Stich. Aber du weißt, wie ich bin: es war mein fester Vorsatz, im Seminar obenan zu bleiben und womöglich vollends Erster zu werden. Du hast das Streberei genannt, meinerwegen mit Recht; aber es war nun eben meine Art von Ideal, ich wußte nichts Besseres.« (96)

Signifikant scheint hier der Tempuswechsel: »du weißt, wie ich *bin*: es *war* mein fester Vorsatz«, der andeutet, dass sich in Giebenrath kein wirklicher Bewusstwerdungsprozess vollzogen hat, sondern dass der Junge eher die Orientierung verloren hat. Zumindest ein Teil von ihm ist noch so wie immer, ein anderer Teil blickt auf das, was früher war, zurück.

Dass Giebenrath schließlich »unters Rad« gerät, ist jedoch nicht auf den Einfluss des Freundes zurückzuführen, sondern auf einen psychischen Zusammenbruch, der sich – genau wie es bei Hesse selbst der Fall war – von den Schulmedizinern nur unzulänglich erklären lässt: es passiert »etwas Seltsames« (106). Bei Giebenrath verkehrt sich Heilners Fähigkeit, sich kraft der Phantasie von der Realität zu lösen, ins Pathologische, die Entfernung von der Wirklichkeit ist etwas, das ihm geschieht, über das er keine Kontrolle hat; er »hatte immer eine Neigung zu liegen und einzuschlafen und sah fast fortwährend allerlei andere Dinge, als die ihn wirklich umgaben« (109 f.). Während Heilner sich am Ende durch seine »Geniereise« (115) auch in der Realität vom Seminar befreit – erhobenen Hauptes und ohne Reue zu zeigen Abschied nimmt (ebd.), befreit sich das Seminar von Giebenrath. Nicht traurig, aber von »Angst vor seinem enttäuschten Vater« (120) erfüllt, kehrt dieser in sein Heimatdorf zurück. In der Frage, die ihm einer seiner Lehrer gestellt hat, liegt ein unbeabsichtigter Zynismus: »Warum sind Sie denn nicht mit ihrem schönen Freund Heilner gegangen?« (116) Giebenrath ist eben dieser Ausweg, die Flucht ins Künstlertum, versperrt geblieben; er konnte nicht zu einer so radikal selbstbezogenen Lebensweise finden, besaß nicht genügend seelisch-geistige Energie dafür: Er konnte nicht mit Heilner gehen.

In die vertraute Umgebung zurückgekehrt, wird sich der Junge zum ersten Mal seiner Isolation schmerzhaft bewusst:



Erst in jenen Wochen merkte Hans, daß er in den zwei letzten Lateinschuljahren keine Freunde mehr gehabt habe. Die Kameraden von damals waren teils fort, teils sah er sie als Lehrlinge herumlaufen, und mit keinem von ihnen verband ihn etwas, bei keinem hatte er etwas zu suchen, und keiner kümmerte sich um ihn. Zweimal sprach der alte Rektor ein paar freundliche Worte mit ihm, auch der Lateinlehrer und der Stadtpfarrer nickten ihm auf der Straße wohlwollend zu, aber eigentlich ging Hans sie nichts mehr an. Er war kein Gefäß mehr, in das man allerlei hineinstopfen konnte, kein Acker für vielerlei Samen mehr; es lohnte sich nicht mehr, Zeit und Sorgfalt an ihn zu wenden. (122 f.)

Leitmotivisch ist von dieser Stelle an von »Erschöpfung« oder »Müdigkeit« des Jungen die Rede, deren Ursachen von Hesse genau bezeichnet werden:

Warum hatte man ihm seine Kaninchen weggenommen, ihn den Kameraden in der Lateinschule mit Absicht entfremdet, ihm Angeln und Bummeln verboten und ihm das hohle, gemeine Ideal eines schäbigen, aufreibenden Ehrgeizes eingepflegt? Warum hatte man ihm selbst nach dem Examen die wohlverdienten Ferien nicht gegönnt?

Nun lag das überhetzte Rößlein am Weg und war nicht mehr zu brauchen. (118)

Im Grunde ist die Geschichte des Hans Giebenrath hier schon zu Ende. Er ist »nicht mehr zu brauchen«, er kann nicht mehr agieren, sondern erleidet den Rest seines Lebens nur noch in einer merkwürdig traumhaften Stimmung. Zwei Möglichkeiten des Auswegs drängen sich ihm auf: der Selbstmord und die Rückkehr in die Hans »längst entfremdete Welt« (133) der Kindheit, beide werden verworfen, beziehungsweise verschließen sich von selbst wieder. Die Todessehnsucht weicht einer emotionellen

Stumpfheit, der sich eine Phase anschließt, in der der Junge »zuweilen schlafwandelnd oder kindisch zu sein« scheint (125). Er sucht die Stätten wieder auf, die er in seinen ersten Schuljahren oft besucht hat, flüchtet sich zurück in die Zeit, »da er noch voll von Hoffnungen gewesen war und die Welt vor sich hatte stehen sehen wie einen riesengroßen Zauberwald, welcher grausige Gefahren, verwunschene Schätze und smaragdene Schlösser in seiner undurchdringlichen Tiefe verbarg« (133). Doch gelingt dieses Wiedereintauchen in die Vergangenheit nicht; die Welt hat sich in der Zwischenzeit verändert, oder er sieht sie anders: »Alles machte einen kläglichen und kümmerlichen Eindruck.« (134)

In den letzten beiden Kapiteln der Erzählung tritt schließlich das ›Leben‹ an den Protagonisten heran, zuerst in der Gestalt des Eros, dann in Gestalt eines bürgerlichen Berufes. Beiden Begegnungen ist der Erschöpfte nicht gewachsen. Hesse bezeichnet die Phase der Pubertät als eine, »durch welche auch die bestgeleitete Jugend keinen Führer hat, sondern aus eigenen Kräften Weg und Rettung finden muß« (144), er hat aber zuvor mehr als deutlich gemacht, dass es eben ›Kraft‹ ist, die Giebenrath genommen worden ist. Emma, die bezeichnenderweise eine Verwandte des Schuhmachers Flaig ist, also des Einzigen, der versucht hat, menschliches Verständnis für Hans aufzubringen, ist ein vitales, weltzugewandtes Wesen, von ihrer Lebenskraft geht aber keineswegs etwas in den sich ihr schüchtern Annähernden über; im Gegenteil: der Kontakt mit ihr, mit dem »fremden« Leben, verstärkt nur die Müdigkeit des Jungen, wie – schon fast zu oft – vom Erzähler konstatiert wird: »das Arbeiten der erwachenden Männlichkeit in seinem Blute begriff er nur dunkel als einen ungewohnten, gereizten und müdemachenden Zustand« (146), »[e]ine Flut von durchdringender Lust, von seltsamer Wärme und seliger Müdigkeit überlief sein Wesen« (149), »noch ehe die fremden Lippen von ihm ließen, verwandelte die zitternde Lust sich in Todesmüdigkeit und Pein« (150), »[e]r schaute ihr mit leeren Blicken nach [. . .] und fühlte sich zu

müde, um einen Schritt zu tun« (ebd.). Als er Emma nach der letzten Begegnung verlässt und das Mädchen den Schwankenden und beinahe Stürzenden erstaunt fragt, was ihm fehle, antwortet er: »Ich weiß nicht. Ich bin so müd.« (155)

Eine ähnlich ambivalente Erfahrung löst das Berufsleben in Giebenrath aus: der Stolz und die Zufriedenheit, seit langer Zeit wieder einmal etwas Sinnvolles geleistet zu haben, wird durch übergroße Erschöpfung zunichte gemacht – »es hatte ihm in der Werkstatt gut gefallen, nur war er so müd geworden, so heillos müd« (163) –, die sich durch seine schwächliche körperliche Konstitution (160) nicht hinreichend erklären lässt. Es offenbart sich, dass der Junge für das Leben schlechthin untauglich geworden ist. Man hat ihm die Kindheit genommen, aber den Weg ins Erwachsenenleben nicht eröffnet. Die letzte Episode handelt davon, wie Giebenrath verzweifelt versucht, sich in die Gemeinschaft zu integrieren, indem er an den Männlichkeitsritualen seiner Arbeitskollegen teilnimmt. Gerade dies aber überfordert ihn, verwirrt ihm vollends die Sinne; es ist der unmittelbare Grund für seinen Tod, der wahre Grund ist natürlich ein anderer:

Niemand wußte [. . .], wie er ins Wasser geraten sei. Er war vielleicht verirrt und an einer abschüssigen Stelle ausgeglitten; er hatte vielleicht trinken wollen und das Gleichgewicht verloren. Vielleicht hatte der Anblick des schönen Wassers ihn gelockt, daß er sich darüber beugte, und da ihm Nacht und Mondblässe so voll Frieden und tiefer Rast entgegenblickten, trieb ihn Müdigkeit und Angst mit stillem Zwang in die Schatten des Todes. (176 f.)

Es ist im Grunde tatsächlich irrelevant, ob sein Tod auf einen Unfall zurückzuführen ist oder ob er ihn freiwillig gesucht hat. Von »freiwillig« könnte man ja auch in keinem Fall reden. Die Ursachen für seinen Tod sind durch die anderen gelegt worden, durch »alle

diese ihrer Pflicht beflissenen Lehrer der Jugend, vom Ephorus bis auf den Papa Giebenrath, Professoren und Repetenten«, von denen ›damals schon‹ keiner »hinter dem hilflosen Lächeln des schmalen Knabengesichts eine untergehende Seele leiden und im Ertrinken angstvoll und verzweifelt um sich blicken« (117) gesehen hatte.

Dem pietistischen Schuhmacher Flaig obliegt es am Schluss, dies im Gespräch mit dem Vater des Toten noch einmal auszusprechen:

Der Schuhmacher deutete den durchs Kirchhofs tor abziehenden Gehröcken nach.  
»Dort laufen ein paar Herren«, sagte er leise, »die haben auch mitgeholfen, ihn so weit zu bringen.«  
»Was?« fuhr der andere auf und starrte den Schuster zweifelnd und erschrocken an.  
»Ja, sackerlot, wieso denn?«  
»Seien Sie ruhig, Herr Nachbar. Ich hab bloß die Schulmeister gemeint.«  
»Wieso? Wie denn?«  
»Ach, nichts weiter. Und Sie und ich, wir haben vielleicht auch mancherlei an dem Buben versäumt, meinen Sie nicht?« (178)

Heilner und Giebenrath verkörpern die gegensätzlichen Komponenten einer Persönlichkeit. Giebenrath stirbt, und mit seinem Tod lässt Hesse auch einen Teil – gewissermaßen den ›bürgerlichen‹ – seiner eigenen Persönlichkeit hinter sich zurück. Die Zukunft gehört der von Heilner repräsentierten Komponente. Rettung ist nur durch die Flucht in die Künstlerexistenz möglich, dies ist die Botschaft Hesses, die – also vielleicht doch – ›lebensanschaulicher‹ Art ist.

## Literaturhinweise

- Unterm Rad. Roman. Berlin: S. Fischer, 1906. [Erstausg.]  
Gesammelte Werke in zwölf Bänden. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1987. (suhrkamp taschenbuch. 1600.) [*Unterm Rad* in Bd. 2, S. 5 bis 178.]  
Unterm Rad. Roman. Frankfurt a. M.: Suhrkamp, 1972 [u. ö.]. (suhrkamp taschenbuch. 52.)
- Ball, Hugo: Hermann Hesse. Sein Leben und sein Werk. Frankfurt a. M. 1977. [Zu *Unterm Rad* S. 39–57.]
- Baumer, Franz: Deutschland. In: Hermann Hesses weltweite Wirkung. Internationale Rezeptionsgeschichte. Hrsg. von Martin Pfeifer. Frankfurt a. M. 1977. S. 15–38, bes. S. 20–22.
- Esselborn-Krummbiegel, Helga: Hermann Hesse, *Unterm Rad*. Erläuterungen und Dokumente. Stuttgart 1995.
- Hertling, Gunter H.: Mißhandlung, »Leiden« und Tod zweier »Knaben«. C. F. Meyers Julian Boufflers und Hermann Hesses Hans Giebenrath »Unterm Rad« des Lebens. In: Der Ginkgo-Baum 15 (1997) S. 308–324.
- Mix, York-Gothart: Selbstmord der Jugend: H. Falladas *Der junge Goedeschal*, R. R. Bechers *Abschied*, H. Hesses *Unterm Rad* und der Erziehungsalltag im Kaiserreiche. In: Germanisch-romanische Monatsschrift 44 (1994). S. 63–76.
- Orlik, Franz: Hermann Hesse und der Pietismus seines Elternhauses. Reflexe in den Erzählungen *Unterm Rad*, *Kinderseele* und *Siddhartha*. In: Literatur in Wissenschaft und Unterricht 25 (1992). S. 13–24.
- Pfeifer, Martin: Hesse-Kommentar zu sämtlichen Werken. München 1980. [Zu *Unterm Rad* S. 89–102.]

## Anmerkungen

- <sup>1</sup> Dieter Borchmeyer und Viktor Žmegač, »Die Rolle des Romans«, in: Viktor Žmegač (Hrsg.), *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bd. II/2 (1848–1918), Königstein i. Ts. 1985, S. 379.
- <sup>2</sup> Zit. nach: Bernhard Zeller, *Hermann Hesse*, Reinbek bei Hamburg 1963 [u. ö.], S. 20.
- <sup>3</sup> *Kindheit und Jugend vor Neunzehnhundert. Hermann Hesse in Briefen und Lebenszeugnissen*, ausgew. und hrsg. von Ninon Hesse, Frankfurt a. M. 1973, S. 170 f.
- <sup>4</sup> Ebd., S. 187.
- <sup>5</sup> Zur Darstellung der Flucht aus dem Seminar und ihren Folgen vgl. Zeller (s. Anm. 2) S. 25–28.
- <sup>6</sup> *Kindheit und Jugend* (s. Anm. 3) S. 194.
- <sup>7</sup> Hermann Hesse, *Unterm Rad. Roman; Gesammelte Werke in zwölf Bänden*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1987, hier S. 119. Alle folgenden Zitate nach dieser Ausgabe unter Angabe der Fundstelle in Klammern.
- <sup>8</sup> Zit. nach: Zeller (s. Anm. 2) S. 28.
- <sup>9</sup> Ebd., S. 24.
- <sup>10</sup> Ebd.
- <sup>11</sup> Ebd., S. 47.
- <sup>12</sup> Hans Dieter Zimmermann, »Hermann Hesses Doppelgänger«, in: *Hermann Hesse*, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold, München 1977, 2., erw. Aufl., Juli 1983 (Text + Kritik, 10/11), S. 33–42, hier S. 34.
- <sup>13</sup> Ebd., S. 34 f.

<sup>14</sup> Vgl. auch die Passage: »seine Freunde Shakespeare, Schiller und Lenau zeigten ihm eine andere, mächtigere und großartigere Welt, als die war, die ihn drückend und demütigend umgab.« (95)

© 1994, 2001 Philipp Reclam jun., Stuttgart.

Erstdruck: Interpretationen. Hermann Hesse. Romane. Stuttgart: Reclam, 1994.  
(Reclams Universal-Bibliothek. 8812.) S. 7–28.